



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Herrschergestalten des deutschen Mittelalters**

**Hampe, Karl**

**Leipzig, 1933**

Theoderich der Große

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72477](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72477)

Theoderich  
der Große



1 H a m p e, Herrschergestalten

Die Kultur des Altertums war vom innersten Kern her zersetzt und umgewandelt durch Einflüsse des Orients, insonderheit durch die christliche Religion. In den erschöpften Reichskörper aber war neues Blut eingeströmt aus den Adern eines urgesunden Naturvolkes, das zuerst in friedlicher Durchdringung, dann in kriegerischem Ansturm Provinzen und Hauptland mit frischem Willensdrang erfüllte. Wie hätten sich diese zusammenprallenden Welten sogleich in Harmonie zu einer neuen vereinen können? Erst allmählich, nach chaotischen Wirrnissen schoben sie sich übereinander. Der viele Jahrhunderte währende Verschmelzungsprozeß von Antike, Christentum und Germanentum erfüllt die Zeiten, die wir als das Mittelalter zu bezeichnen pflegen, und gibt ihnen auf lange hinaus den Hauptinhalt. Von Zeit zu Zeit können wir an der Hand friedlicher Zusammenfassungen, in deren Mittelpunkt große Herrschergestalten stehen, das Fortschreiten dieses Kulturprozesses von Stufe zu Stufe verfolgen.

Den ersten Versuch dieser Art zeigt uns das Lebenswerk des Ostgoten Theoderich. In der germanischen Sagenwelt ist er als Dietrich von Bern die höchste Verkörperung kraftvollen Heldentums, der stärkste der Recken in Ost und West. Wie er im Nibelungenlied die beiden letzten Burgunder Gunther und Hagen durch die Klammer seiner Arme bezwingt, so macht ihn die weitere Sagenbildung auch zum Besieger des strahlendsten aller Helden, Siegfried, läßt ihn Riesen und Dämonen bestehen, stattet ihn selbst mit Feueratem und andern übermenschlichen Tugenden aus. Gleichwohl darf man ihn sich schon im dichterischen Bilde nicht vorstellen als rücksichtslos dreinfahrenden Berserker. Vielmehr kennzeichnet ihn gerade die Paarung von höchster Kraft mit Umsicht, Friedfertigkeit, Mäßigung und Milde. Nur im äußersten Fall, etwa durch den Vorwurf der Feigheit gereizt, greift er zum Schwert; den besiegten Gegner schont er, soviel er irgend

vermag, von dem gefangenen Gunther scheidet er „mit weinenden Augen“.

Auch läßt sich seine Figur nicht in enge Stammes- und Kulturschranken einspannen. Selbst in der Dichtung steht er in einsamer Größe fast übernational über den Völkern, wie es der historischen Stellung des Urbildes entspricht. Darüber hinaus aber darf uns der geschichtliche Theoderich geradezu als Typus gelten für das germanische Sehnen nach der Sonne des Südens und nach Ausgleich mit der von daher vermittelten antiken Kultur. Diese war es ja, die der Entwicklung der bodenständigen germanischen Eigenkultur plötzlich reichere Fülle und rascheres Zeitmaß verlieh. Und unter den Führergestalten, die mit tiefer Einsicht die unentrinnbare Notwendigkeit solcher Einwirkungen und ihre fortschrittlichen Segnungen für sich und ihr Volk begriffen haben, steht Theoderich wegweisend an erster Stelle.

Seine Volksgenossen, die Ostgoten, waren freilich schon in der kurzen Blüte ihres Reiches am Schwarzen Meer von den Ausstrahlungen der südöstlichen Kultur lebhaft berührt worden. Auch im hunnischen Völkergewoge, das sie nach Westen riß, fehlte es nicht ganz an hellenisch-römischen Einflüssen. Eben am Hofe Etzels läßt die Sage unsern Zelden unhistorisch eine dreißigjährige Verbannungszeit durchmachen. Als dann Attilas Reich nach seinem Tode (453) zerfiel, gewannen die Ostgoten als Bundesgenossen Ostroms Sitze im westlichen Ungarn, dem damaligen Pannonien. Dort ist Theoderich um 455 als natürlicher Sohn des Teilkönigs Theodemer aus dem Amalergeschlecht geboren, und es war nun eine weltgeschichtliche Fügung, daß nach einer vorübergehenden Irrung der römisch-gotischen Beziehungen der Knabe als Geißel für künftige Treue am Kaiserhofe zu Byzanz durch ein Jahrzehnt hindurch seine Erziehung und damit die bestimmenden Eindrücke für sein Leben empfing. Dies

hochstrebende Kind, das staunend vor den Wundern der Antike steht und sich ganz mit dem Gedanken durchdringt, daß rückhaltlose Hingabe an sie, an ihre Staatsordnung und Machtmittel, ihre Schönheits- und Erkenntniswerte bei aller Wahrung volkstümlicher Eigenart schlechthin unentbehrlich sei für jeden, der nicht nur gleich Attila wie eine zerstörende Woge über die Länder dahinrauschen, sondern dauernd die Führung in der Welt behaupten wolle, — ist es nicht ein Symbol für die Haltung der damaligen Germanenwelt gegenüber der antiken Kultur überhaupt?

Rückgekehrt in die Heimat (470), ergriff der Jüngling denn auch sofort mit einem ohne Wissen des Vaters unternommenen Vorstoß gegen Belgrad, seiner ersten erfolgreichen Waffentat, die Richtung gegen Süden. Vermutlich wirkte dann schon sein Einfluß mit auf den Volksbeschluß des folgenden Jahres, das ausgesogene Pannonien mit reicheren, südlichen Landstrichen zu vertauschen. Als kurz darauf der zum Oberherrscher emporgestiegene Vater starb, führte Theoderich als sein Nachfolger den größeren Teil seiner Volksgenossen hinüber ins oströmische Niedermosien südlich der unteren Donau (476).

Eine dort aufgestellte Militärmacht, mochte sie gotisch, avarisch oder bulgarisch heißen, ist für die Sicherheit Konstantinopels immer höchst gefährlich gewesen. Und eben damals erzeugte der römische Staat, der im Westen bereits im Zusammenbrechen war, längst nicht mehr aus sich selbst die zur Abwehr nötigen Kräfte. Barbarische Hilfsscharen füllten die Lücken. Wer aber das Meer in der Hand hat, kann leicht auch die politische Macht an sich reißen. Im Westreiche kam dieser Prozeß eben zum Abschluß, als das Schattenkaisertum von Ricimers und seiner Nachfolger Gnaden 476 endgültig vor der Herrschaft des germanischen Heerführers Odoaker ins Nichts dahinschwand. Steuerte auch Ostrom auf das gleiche Ziel zu? Das war die wichtigste Frage der nächsten Jahrzehnte.

Nur daß hier keine einheitliche, sondern eine in mehrere Gruppen gespaltene Barbarenmacht dem Kaisertum gegenübertrat, wurde ihm zur Rettung. Neben den isaurischen Truppen aus dem südlichen Kleinasien, der Hauptstütze der damaligen Kaiser, standen bereits starke gotische Mannschaften im Geere, die unter ihrem Führer Theoderich Strabo von dem ostgotischen Volke in Niedermösien völlig getrennt waren. Es begann nun unter dem Kaiser Zeno (474—91) ein wildes Ringen dieser Gruppen um die Macht, unter mehr persönlichen als nationalen Antrieben, mit Untreue, Hinterlist und Gewalttat auf allen Seiten, aber eine hohe Schule jener Politik, die in der damaligen römischen Welt allein noch Erfolg versprach.

Solange er es mit den zwei gotischen Machthabern gleichen Namens zu tun hatte, konnte Zeno die altbewährte Spaltungspolitik anwenden. Nach dem Tode Strabos jedoch (481) wußte der zum Manne gereifte Amaler den größten Teil von dessen Armeegoten auf seine Seite zu ziehen und stand dem Kaiser, dem er durch verheerende Züge in Thessalien und Thrakien bis dicht an die Mauern von Byzanz seine Macht zeigte, nun militärisch unüberwindlich gegenüber. Da bedurfte es Zenos ganzer politischen Kunst, die Freundschaft und Mißtrauen vereinigte, um nicht auch den oströmischen Thron einem Germanenfürsten anheimfallen zu lassen.

Wie ist von ihm Theoderich mit Gunst- und Ehrenbezeugungen überschüttet! Er wurde Oberstkommandierender der Balkantruppen, Patrizius, Konsul, ja Adoptivsohn Zenos; er durfte in der Hauptstadt einen Triumph feiern und erhielt ein Reiterstandbild vor dem kaiserlichen Palaste. Da die allerhöchste Würde für den Arianer schon wegen der konfessionellen Abweichung kaum das letzte Ziel seines Ehrgeizes sein konnte, so mochte dieser Austausch von Ehren gegen Schutz eine Weile als annehmbar gelten. Auf die Dauer war es für den Kaiser schwer

erträglich, von dem guten Willen eines barbarischen Machthabers abzuhängen. Fehlte es doch nicht an erregenden Reibungen, und oft genug in der römischen Geschichte der letzten Zeiten hatte sich ja die Gespanntheit eines derartigen Verhältnisses zugespitzt zu der Frage, wer von beiden dem andern mit raschem Mordstahl zuvorkommen würde.

Unter solchen Verhältnissen war es für den Kaiser Befreiung von Alpdruck, als sich Aussicht bot, den gefährlichen Zelser in ein entferntes Tätigkeitsgebiet abzuschieben und dort womöglich dauernd in Schach zu halten. Das um so mehr, als es schwierig war, seine Volksgenossen, die Jahrgelder bezogen, auf der Balkanhalbinsel zu unterhalten. Eben in diesem Punkte nun begegneten sich Theoderichs Wünsche mit denen des Kaisers. Die Germanen der Völkerwanderungszeit haben auf römischem Boden zumeist nicht nur fruchtbares Acker- und Weideland begehrt, sondern auch die dafür nötigen Arbeitskräfte, indem sie für sich selbst eine kriegerische Herrenstellung bevorzugten. Eben die Landbevölkerung aber war in diesem seit einem Jahrhundert so oft verheerten Gebiet spärlich genug. Darum fort in bequemere Sitze! Lieber erneute Kampfesmühen als dauernde Tagesarbeit! Aus solchem Einklang der Wünsche Zenos mit denen Theoderichs und seiner Goten entsprang der Zug nach Italien.

Dort hatte Odoaker die Oberhoheit des nunmehr alleinigen oströmischen Kaisers zwar formell anerkannt, ohne von diesem je amtlich bevollmächtigt zu werden; tatsächlich hatte er ein selbständiges Militärregiment geführt. Wurde er jetzt von Theoderich in kaiserlichem Auftrage besiegt, so mochte das alte, nie abgelöste Hauptland des Reiches wieder enger mit dem Osten verknüpft werden. Auf jeden Fall konnte Zeno als zuschauender Dritter nur gewinnen, wenn sich die beiden gefährlichen Machthaber schwächten. Theo-

derich dagegen mochte hier eine durch die Querzüge der kaiserlichen Politik unbehindertere Herrscherstellung erhoffen.

Den unmittelbaren Anlaß bot Odoakers kriegerisches Vorgehen nördlich gegen die den Goten nahestehenden Rugier. Theoderich handelte bei diesem Seereszuge zunächst ganz in der Eigenschaft eines kaiserlichen Generals, und nur Teile seines Volkes waren es, die er zusammen mit buntgewürfelten Scharen von Seergoten, Rugiern und selbst Oströmern von Belgrad her über Laibach gegen Aquileia führte. Jedoch eine feste Ansiedlung mitsamt den mitwandernden Familien war von vornherein beabsichtigt, und in Zukunft hing es wesentlich vom Ausmaß des Erfolges ab, wie weit sich die Abhängigkeit von Ostrom lockern würde.

Die gewaltigen Kämpfe, die sich in den Jahren 489 bis 493 in Oberitalien zwischen Germanen und Germanen abspielten, sind es vornehmlich gewesen, die Theoderich den hervorragenden Platz in der Heldensage eingetragen haben. Geschmückt wie zum Feste, so heißt es, stürzte er selbst sich in das Kampfgewoge, und es wird nicht nur eine Schmeichelei seines Lobredners Ennodius sein, daß alsbald die Menge der Gefallenen dem Feinde seine Ankunft kündete. Am Isonzo umweit Görz, wo lezthin im Weltkriege die Mächte miteinander rangen, erzwang er durch einen ersten Sieg den Eintritt in Italien. Dem zweiten Siege bei Verona, das er später ausbaute und gern zum Wohnsitz nahm, verdankt er seinen Sagenamen, denn Bern ist ja die deutsche Form für Verona. Auch das schweizerische Bern bedeutet nichts andres, die Gründung der Zähringer, die als Herzöge von Kärnten auch Markgrafen von Verona gewesen waren und diesen Titel in ihren süddeutschen Landen weiterführten, — eben durch diese Beziehungen ist das oberrheinische Mamannien zu einem Hauptverbreitungsgebiet der Dietrichsage ge-



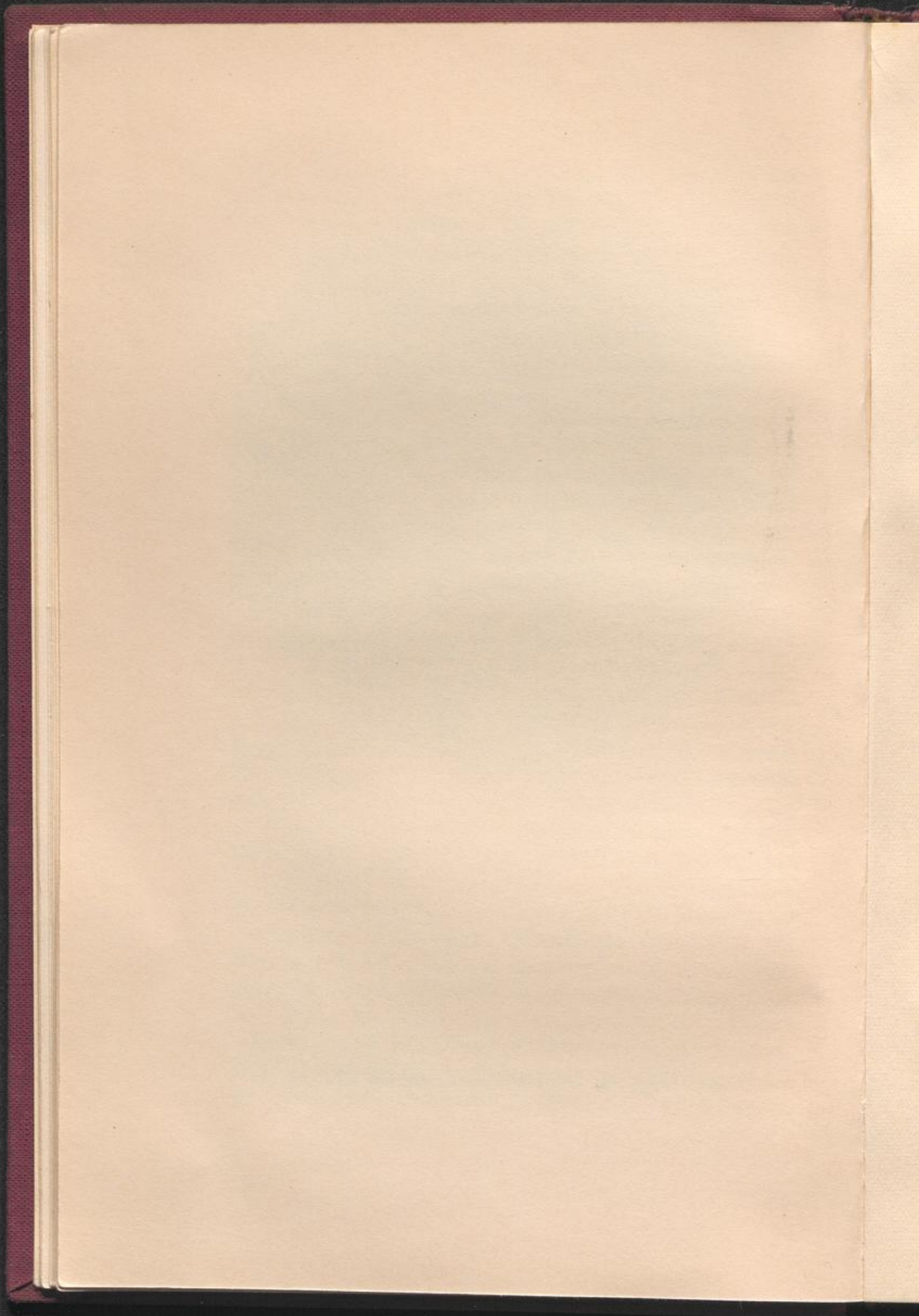
worden. Schon schien das Spiel für Theoderich gewonnen, als das Glück noch einmal schwankte. Nur durch westgotische Hilfe gelang es ihm, von seinem Zufluchtsort Pavia, auf den er zurückgeworfen war, wieder vorzudringen und durch den dritten schwererrungenen Sieg an der Adda (490) sein Übergewicht zu sichern.

Indes noch zweieinhalb Jahre konnte sich Odoaker in dem festen, zwischen Sümpfen und Lagune gelegenen Ravenna behaupten. Der Kampf um diese Stadt ist die „Rabenschlacht“ der Sage. Erst die Unterbindung der Seezufuhr durch Schiffsblockade zwang den eingeschlossenen Gegner zum Anerbieten eines Vergleichs: gemeinsam wollten sie, so berichten wenigstens die griechischen Quellen, von demselben Sitze aus Italien regieren, — im Grunde ein undurchführbares Abkommen, bei dem man wiederum nur fragen konnte, wer von beiden es sein würde, der sich gewaltsam des Rivalen entledigte. Wenn Theoderich trotz der Not des Gegners darauf einging, so nahm er sich wohl von vornherein vor, lieber Täter als Opfer zu werden. Schon wenige Tage nach dem Einzug erstach er eidbrüchig seinen Mitregenten mit eigener Hand und ließ gleichzeitig allerorten dessen Mannen durch seine Leute meuchlerisch überfallen. Gotischerseits hat man diese furchtbare Tat durch verräterische Mächenschaften Odoakers zu rechtfertigen gesucht, was wir nicht nachzuprüfen vermögen. Es war wohl die Anwendung byzantinischer Methoden, gehüllt in die Form der germanischen Blutrache.

Das in aller Weltgeschichte gültige „Wehe dem Besiegten“ hat sich auch auf das historische Bild Odoakers erstreckt; es ist bei empfindlichem Quellenmangel durch das seines siegreichen Nachfolgers, dem er gleichwohl richtunggebend vorgearbeitet hatte, verdunkelt worden. Muß man da gestehen, daß Macht und Erfolg das entscheidende Wort gesprochen haben, so wird die Härte, die



Goldmünze mit Bildnis Theoderichs des Großen



darin für die ethische Betrachtung sicherlich liegt, nun doch gemildert durch die künftige Entwicklung des Siegers, der mit diesem machtpolitisch vielleicht gebotenen Frevel die Ara seiner Gewalttaten abschloß und durch ein großartig friedevolles und kulturförderndes Regiment bewies, daß er auch unter höherem Gesichtspunkte wirklich der Überlegene war und den Sieg verdiente.

Theoderichs Herrschaftssystem war mehr auf die Bedürfnisse seiner Gegenwart berechnet als auf die Grundlegung einer fernen Zukunft. Am allerwenigsten konnte sein Ziel der Bau eines geschlossenen gotischen Nationalstaates sein. Dafür war, von allem andern abgesehen, schon die Zahl germanischer Stammesgenossen völlig unzureichend, selbst wenn sie von Neuereu mit rund 100 000 Köpfen oder 20 000 Kriegern beim Einmarsch in Italien doch wohl erheblich unterschätzt werden dürfte. Der tiefen Überzeugung, noch sei der auf allen andern Gebieten so überlegene antike Staat durchaus lebensfähig, wenn nur der Mangel kriegerischer Macht durch germanische Kraft ersetzt werde, entsprach das von Odoaker in den Hauptzügen schon vorgezeichnete Doppelgebilde der Herrschaft Theoderichs.

Er selbst blieb, was auch sein Beiname Flavius andeutete, als Patrizius Vertreter des römischen Kaisers, dem Gesetzeserlaß, Bürgerrechtsverleihung und Münzprägung als Ausdruck der Oberhoheit im Gesamtreich vorbehalten blieben. Von Zenos Nachfolger Anastasius (491—518) sah er sich nach längeren Verhandlungen durch Übersendung der kaiserlichen Abzeichen in seiner Stellung anerkannt (498). Aber daneben wurde er von den zu einem neuen Volkskörper zusammengeschlossenen germanischen Heerscharen nochmals zum König erkoren und mußte als solcher erblicher Volksherrscher das Gefühl der Unabhängigkeit haben.

Dem kaiserlichen Vertreter gehorchte das ganze rö-

mische Beamtentum, das auch seiner Ernennung unterlag, mitsamt der italischen Bevölkerung. Alles blieb hier im gewohnten Recht und üblichen Gleise. Der König aber gebot über das gotische Seervolk, das in abgeschlossener Herrenstellung mit eigenem Recht, von Grafen befehligt, über den Italikern stand.

Man könnte an Erscheinungen unsrer Zeit, etwa der deutschen Truppenstellung in Belgien oder der französischen in den Rheinlanden über der fortarbeitenden Zivilverwaltung, eine lebendige Anschauung für solchen Dualismus gewinnen, wäre nicht auch eine feste Ansiedlung dieser gotischen Krieger mit ihren Familien erfolgt. Schon an Odoakers Söldner hatten römische Grundbesitzer in Weiterbildung der alten Einquartierungssatzungen ein Drittel von Haus und Gutserträgen abtreten müssen. Dies System wurde jetzt etwas mehr ausgedehnt, reichte jedoch nur so weit, als es die Bedürfnisse der gotischen Minderzahl erforderten, nach Süden zu über das östliche Mittelitalien kaum hinaus. Trat der Großgrundbesitz, seines schrankenlosen Übergewichts beraubt und in seiner willkürlichen Preisfestsetzung beschränkt, in stille Gegnerschaft, so atmeten die niederen Schichten in Land und Stadt unter dem sozial ausgleichenden Regiment des Gotenkönigs erleichtert auf und bildeten seinen sicheren Anhang.

Eine Vermischung der Germanen mit den Römern durch Eheschließung und gleiches Bürgerrecht mußte allerdings unterbunden bleiben, da sie sonst binnen kurzem in der überragenden Masse der Italiker aufgegangen wären und ihren Beruf als geschlossene, gerade durch ihre festen Sippen- und Militärverbände fernhafte Schutzmacht dann nicht mehr hätten erfüllen können.

Trennend wirkte ferner der konfessionelle Gegensatz; denn die Goten kamen bereits als Arianer nach Italien, wo die Bevölkerung mit dem Papst an der Spitze dem

katholischen Bekenntnis des Athanasius anhing. Daher denn auch auf diesem Gebiete ein durchgehender Dualismus: allenthalben arianische Bischöfe und Aleriker, Kirchen und Taufhäuser, wie man das heute noch in Ravenna sehen kann, neben den katholischen! Immerhin entbehrte dieser Gegensatz hier einstweilen noch der feindlichen Schärfe. Dem Arianismus insbesondere fehlte jede propagandistisch-ausgreifende Richtung. Man war auf Duldsamkeit eingestellt, und Theoderich, selbst Sproß einer katholischen Mutter, ging da mit Beispiel und Weisung voran.

Das ergab sich so selbstverständlich aus jeder vernünftigen Einsicht in die Lage der Dinge, daß es gar nicht aus einer tieferen philosophischen Überzeugung hervorzugehen brauchte. Ich halte es daher für abwegig, für solche Toleranz nicht den in langer politischer Erfahrung gereiften Herrscher selbst verantwortlich zu machen, sondern das Verdienst daran allein seinem viel jüngeren, erst 507 siebenzehnjährig in die höhere Ämterlaufbahn eintretenden römischen Berater Cassiodorus Senator zuzuweisen, der nach heutigen Begriffen etwa die Rollen eines Ministers, Privatsekretärs und Hofhistoriographen in sich vereinigte. Zugegeben, daß ein großer Teil der Verwaltungsmaßnahmen wesentlich auf dessen Anregungen zurückzuführen sein dürfte, daß Form und Begründung der königlichen Erlasse völlig auf Rechnung dieses hochbegabten und reichgebildeten Beamten zu setzen sind, dessen geschickte Vermittlung für die innerliche Gewinnung der Italiäer von unschätzbarem Werte war. Zugegeben auch, daß Theoderich die Unterzeichnung der zahlreichen ihm vorgelegten Urkunden mit einem „gelesen“ durch Benutzung einer Schablone erleichterte, was den in Byzanz erzogenen Germanenfürsten gewiß noch nicht zum Analphabeten stempelt (eine an sich unwahrscheinliche Annahme, der neuerdings auch die angebliche Quellengrundlage entzogen ist). Indessen Cassiodor, neben dem noch manche andern

Römer im Dienste des Hofes zu nennen wären, geradezu zum eigentlichen Leiter wohl gar der ostgotischen Gesamtpolitik aufblähen zu wollen, würde nicht viel anderes bedeuten, als wollte man einen Petrus de Vineia auf Grund seiner Brieffammlung, seines Anteils an der sizilischen Rechtskodifikation, an Gericht und Verwaltung zum wahren Lenker der friderizianischen Stauferpolitik machen. Woher denn auch nach Theoderichs Tode der jähe Rückgang, da doch Cassiodor noch zu höheren Stufen von Macht und Einfluß im Staate emporstieg?

Lesen wir also in einem auf den jüdischen Glauben bezüglichen Erlasse des Königs: „Die Religion kann ich nicht befehlen, weil niemand wider seinen Willen zum Glauben gezwungen werden kann“, oder in einem andern Schreiben: „Da die Gottheit selbst verschiedene Religionen nebeneinander duldet, so wagen wir nicht, eine einzige aufzuerlegen“, so gehört die Prägung solcher Worte gewiß Cassiodor, für das Grundsätzliche jedoch, das noch sehr unmitttelalterlich anmutet, bleibt das Verdienst nach wie vor dem großen Könige.

Selbst auf orthodoxer Seite rühmte man es als wunderbare Toleranz, daß er, ohne seine eigne religiöse Überzeugung aufzugeben, die eines Andersdenkenden nicht zurückzudrängen suche. Den Beziehungen zur katholischen Papstkirche kam überdies auf lange Zeit ein besonderer Umstand zugute. Im Ostreiche spielte ja der Streit über die dogmatische Formulierung des Verhältnisses von Gottvater und Gottsohn eine uns heute nur schwer faßliche, auch in das politische Leben tief eingreifende Rolle. Der Südosten bekannte sich damals zu der schon 451 durch das Konzil von Chalcedon für ketzerisch erklärten Lehre des Monophysitismus, die jenen beiden göttlichen Wesen eine einzige gottmenschliche Natur zusprach. Um nun die Abspaltung Ägyptens, Syriens und Palästinas vom Reiche zu verhindern, glaubte man am kaiserlichen Hofe der

dortigen Lehre durch eine Vermittlungsformel (482) entgegenkommen zu sollen. Darüber verdarb man es aber mit der strengen Orthodoxie, als deren Hauptvertreter der Papst, der seinen Glaubensprimat verletzt sah, die Beziehungen abbrach. Der Zwiespalt führte im sogenannten laurentianischen Schisma der Papstkirche zu einem fast jahrzehntelangen erbitterten Ringen der römischen Anhänger von Byzanz mit der orthodoxen Selbstständigkeitspartei. Die letztere, die am Ende durch Theoderichs Eingreifen den Sieg davontrug, lehnte sich noch enger an den duldsamen Gotenkönig an, dem als kaiserlichem Vertreter ohnehin ein Schutzrecht über die Papstkirche zustand, nun aber im Werben der Parteien um seine Gunst darüber hinaus noch ein wachsender schiedsrichterlicher Einfluß zufiel.

Dies freundliche Verhältnis gewann um so größere Bedeutung, als für die Mehrheit des römischen Adels das Vorbild ihres Bischofs maßgebend war. Aus diesen Kreisen, die noch immer zäh an nationalrömischen Hoffnungen festhielten, erwachsen Theoderich bei seinem Veröhnungswerk wertvolle Helfer. Sein Ziel war, die Italiener durch friedliche Festigung für die bestehende Ordnung auch innerlich zu gewinnen, die Goten aber an strenge Gesetzlichkeit zu gewöhnen, sie allmählich zu der höheren Kulturstufe emporzuheben. Der kaiserliche König selbst, der die einheitliche Spitze jenes Dualismus in Bevölkerung und Verwaltung bildete, erließ 512 in seinem „Edikt“ eine für beide Teile gültige Vollzugsordnung auf Grund des römischen Rechts und überwachte die Durchführung durch seine „Sajonen“, Kontrollbeamte, denen die späteren Königsboten Karls des Großen ähneln. Königsschutz und Königsgericht umspannten die Gesamtbevölkerung Italiens, und eben in dieser Rechtspflege machte sich das persönliche Regiment des Herrschers besonders nachdrücklich geltend. Noch erinnert in dieser



Friedensbetätigung mancher Zug an den früheren Kriegsmann. Der Vortrag über juristische Fälle ermüdet ihn oft mehr, als einst der Schwertkampf. Da besteigt er wohl mißmutig das Roß, und in scharfem Trabe wird sein Geist den Gedankengängen zugänglicher. Sein unbeirrter Gerechtigkeitsinn jedoch, die salomonische Weisheit seiner Urteilsprüche wurden von Freund und Feind gepriesen; manche treffende Prägung lebte sprichwörtlich im Volke fort.

Das Bild dieses gereiften, weise ausgleichenden Friedensherrschers scheint nun stark abzuweichen von dem des rauhen und gewalttätigen Heerführers der jüngeren Jahre. Indes die einheitliche Linie ist nicht zu verkennen. Der Staatsmann tat hier wie dort, in Krieg und Frieden, mit dem vollen Einsatz seiner Person, was die Lage gebot. Als diese sich in seinen letzten Jahren wieder verschob und Milde nicht mehr auszureichen schien, griff er erneut zu gewaltsamen Mitteln.

Ob schon dem König noch zu Lebzeiten in mehreren Städten Standbilder gesetzt wurden, von denen die Ravennater Reiterstatue durch Karl den Großen aus einem Zuge innerer Verwandtschaft heraus vor der Nacher Pfalz neuerrichtet worden ist, vermögen wir uns von der äußeren Erscheinung Theoderichs keine deutliche Vorstellung zu machen. Das einzige zeitgenössische Bildnis, das sich auf einer goldenen Denkmünze erhalten hat, ist zwar nicht ohne Eindruckskraft, aber es bleibt doch unsicher, ob mehr als das in langen, unten gelockten Strähnen herabfallende Haupthaar und der kurze Schnurrbart persönlich verwertbar sind. Dagegen lebt sein Wesen bis auf den heutigen Tag fort in Resten seiner Kulturleistungen.

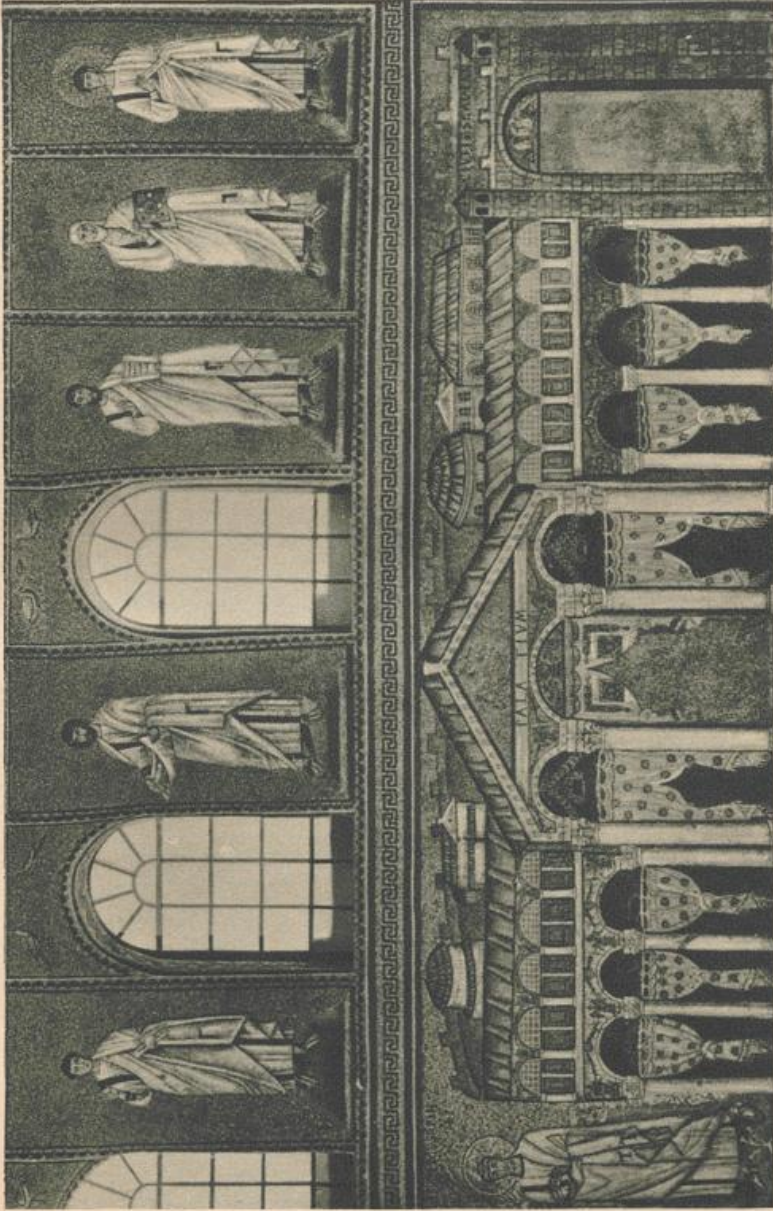
Der von den Zeitgenossen als unerhört empfundene, dreißigjährige Friedenszustand Italiens und die geordneten Finanzen haben die Aufwendung reicher Mittel dafür ermöglicht, und zwar nicht nur für praktische

Zwecke, wie die Austrocknung von Sümpfen und andre Bodenverbesserungen zur Gewinnung neuen Ackerlandes oder die Erstellung von Wasserleitungen und Bädern, nicht nur für Anlage von Grenzburgen und Befestigung der Residenzen Ravenna, Verona, Pavia, sondern auch für kirchlichen Kult, für Schmuck und Genuß des Daseins. Theoderich versuchte es auch da früheren Kaisern gleichzutun. Wie er dem römischen Volke wieder Getreidespenden und Zirkusspiele bot, so hat er jährlich für die Herstellung und Erhaltung antiker Bauten erhebliche Mittel ausgeworfen und mit solcher Konservatorensorge einen besonderen Architekten beauftragt. „Rom, die Mutter der Städte, verjüngt sich wieder“, wie sein Lobredner preist, „und legt die Alterswelkheit ihrer Glieder ab.“

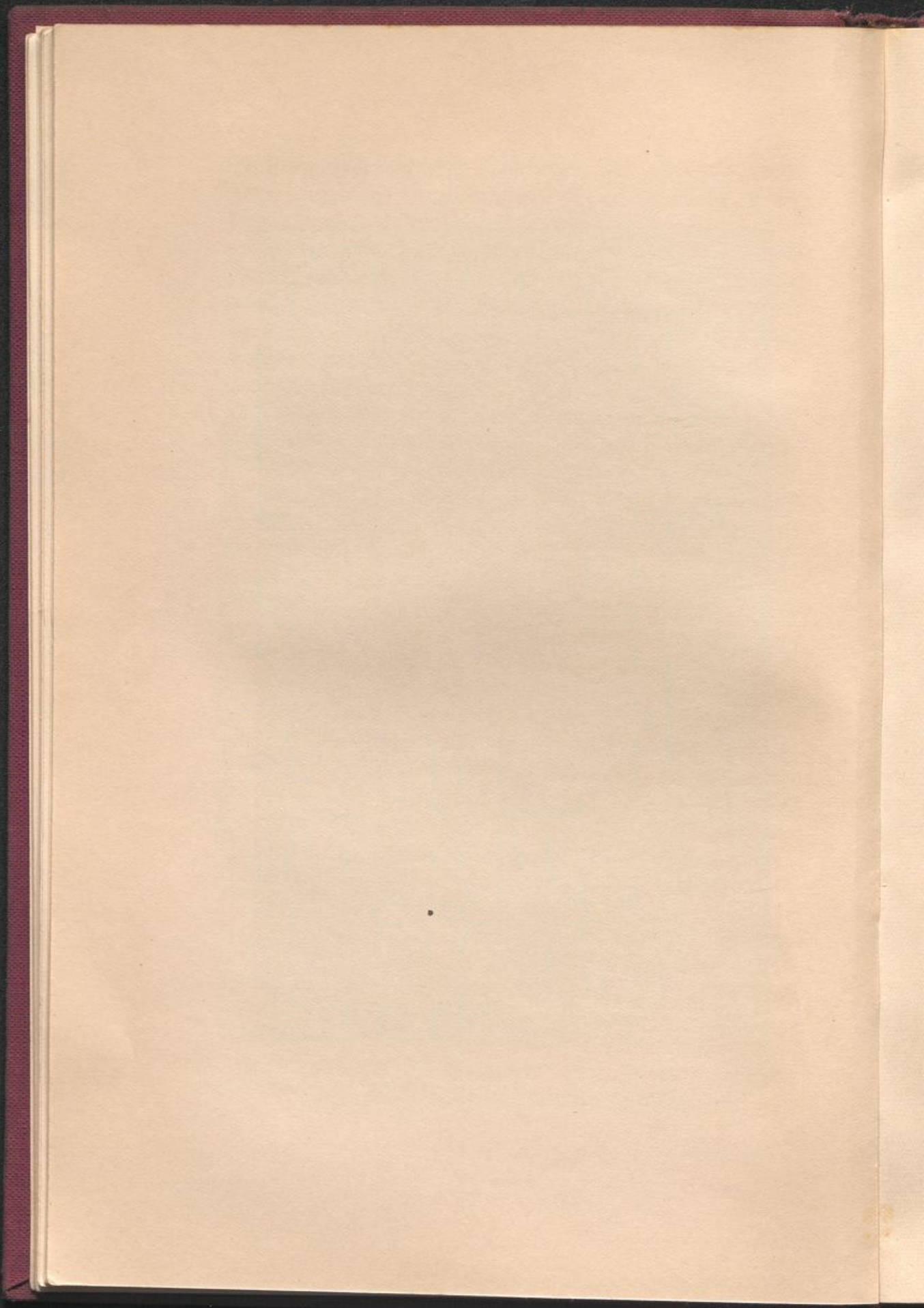
Mehr den unmittelbaren Bedürfnissen der Gegenwart diente die Bautätigkeit in den nördlicheren Städten, und wenigstens Ravenna vermittelt uns davon noch heute die ergreifendsten Eindrücke. Den einst so glänzenden Palast freilich muß sich die Phantasie aus dem jüngst durch Grabung festgestellten Grundriß, einem in späterem Umbau erhaltenen Rest und einem zeitgenössischen Mosaikbilde neu errichten. Einen unmittelbaren Einblick in die Welt des großen Gotenkönigs aber gewinnen wir in der nahe dabei gelegenen Hofkirche S. Apollinare nuovo mit ihrem prächtigen Schmuck von Säulen und Mosaiken — oder wenn wir vor das noch von ihm selbst errichtete, großartige Heldengrabmal treten, das erst kürzlich seinem durch späte Zutaten verunstalteten, durch das Grundwasser des niederen Bodens gefährdeten Zustand entzogen worden ist, aber noch immer ernst und düster genug aus dem einsamen Gartenland emporragt, der Geistesrichtung Theoderichs entsprechend, eine Mischung des maßgebenden römisch-syrischen Grundplanes mit gewissen Schmuckformen der Völkerwanderungskunst und dem vielleicht ger-

manischen Gedanken der Bekrönung des Grabmals mit einem gewaltigen istrischen Kalksteinblock, der wohl an die Decksteine norddeutscher Hünengräber erinnern kann. Indessen die ungeheure Last dieses über achttausend Zentner schweren Blockes setzt zur Herbeischaffung und Aufrichtung eine so gewaltige technische Leistung voraus, daß mindestens die Ausführung nur einem römischen Baumeister gelingen konnte.

Ähnlich verhält es sich mit den zeitgenössischen Erscheinungen des literarischen Lebens. Denkt man an die rhetorischen und historiographischen Leistungen eines Cassiodor, die philologische Bedeutung eines Symmachus, die ungeheure Nachwirkung der polyhistorischen Gelehrtenarbeit und Dichtung eines Boethius, so wird man sie in jener Epoche des Absterbens der Antike nicht gering achten. Sieht man aber von dem kostbaren „Codex argenteus“ der gotischen Bibelübersetzung, der aus jener Zeit stammt, und der etwa mündlich vorgetragenen Heldendichtung ab, so hatten die Germanen vorerst kaum schon etwas hinzuzugeben. Theoderich selbst soll zwar nach der Überlieferung für die Knaben seiner gotischen Krieger den gelehrten Unterricht nicht gewünscht haben, da Lesen und Schreiben die Tapferkeit nicht förderten und die Angst vor dem Stocke des Lehrers leicht eine Schwächung des Kampfesmutes im Gefolge haben könne, — eine Sicherung also dieses notwendigen Nachrückhaltes gegen Verweichlichung, nicht eine Mißachtung des Bildungswertes überhaupt. Vielmehr hat er, wie er selbst nicht ohne Erkenntnisdrang war, auch allgemein für die Hebung der Schulen Sorge getragen und seiner Tochter Amalafwintha sowie einer Nichte die feinste literarische Erziehung angedeihen lassen. So zeigt das Kulturleben unter ihm das gleiche dualistische Gepräge wie das gesamte Staatsgebilde: das Zusammenwirken germanischer Willenskraft mit antiker Überlieferung.



Mosaik des Palastes Theoderichs des Großen



Die Zeitgenossen haben dieses Friedensregiment in tiefer Dankbarkeit gepriesen. Beachten wir aber wohl: es war kein erschlaffendes Gehenlassen wie etwa in der goldenen Zeit des Antoninus Pius. Italien genoß dieses unverhofften Friedens doch nur deshalb, weil sein Beherrscher es ringsum an den Grenzen kraftvoll zu schützen und ihm unter den Völkern eine überlegene, gefürchtete Stellung zu sichern verstand. Für diesen Zweck hat er auch während jener Friedensjahre Kampfesdrohung und Kriegsführung niemals gescheut. Die Freiheit hing in der Tat, wie Ennodius rühmte, von seinen Waffen ab, auf daß andre der Weisheit pflegen könnten.

Die Selbständigkeit seiner auswärtigen Politik, die in dem firmischen Kriege gegen die Gepiden an der Donau (504) den gotischen Machtkreis selbst auf Kosten kaiserlichen Gebietes im nördlichen Balkan ausdehnte, hätte byzantinischerseits wohl schon früher zu energischen Gegenwirkungen geführt, wenn nicht die Regierung des Kaisers Anastasius eine Ära innerer Sammlung, wirtschaftlicher und finanzieller Reformen gewesen wäre, die das Reich zwar hervorragend gekräftigt und künftigen Wiederherstellungsbestrebungen die Grundlage geschaffen haben, vorderhand ihm aber doch Zurückhaltung auferlegten. Bei der gleichwohl nun wachsenden Spannung, die bereits zu feindlichen Zusammenstößen führte, schuf sich Theoderich rechtzeitig Deckung durch ein ausgedehntes Bündnisystem in der germanischen Welt.

Das Doppelantlitz seiner Stellung zeigte sich auch hier. Wohl trat er den andern Germanenfürsten klug nur als Erster unter Gleichen gegenüber und suchte die Herrscherhäuser der Salfranken, Westgoten, Wandalen, Burgunder und Thüringer durch verwandtschaftliche Bande an sich zu fesseln. Auch den Herulerkönig hat er durch Waffenleihe adoptiert und sogar von den fernen Esthen an der Ostsee eine huldigende Gesandtschaft empfangen. An eine

<sup>2</sup> H a m p e, Herrschergefallen

Wiederherstellung des westlichen Kaiserreiches in seinem früheren Umfange hat er gewiß nicht gedacht. Indes das alte Zentralland Italien, die kaiserliche Vertretung und persönliche Bedeutung sicherten ihm doch in der germanischen Welt eine überragende Stellung. „So sehr wir hinter Euch zurückstehen,“ schrieb er einmal dem Kaiser, „so sehr gehen wir den andern Völkern voran.“ Und wenn man liest, daß er seiner Schwester bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönig Thrasamund ein Geleit von sechstausend gotischen Kriegeren mitgegeben habe, so erkennt man, daß er die Politik dieses für die Mittelmeerbeherrschung so wichtigen Reiches unter eine gewisse Aufsicht nehmen wollte, und kann daher wohl von einer Art ostgotischen Protektorats über andre Germanenstämme reden. Das mochte hier in Afrika oder bei den burgundischen Nachbarn oft als lästiger Druck empfunden werden. Wer aber nicht den Umsturz, sondern die Bewahrung des Bestehenden wünschte, hätte für solchen Rückhalt nur dankbar sein sollen, und zeitweise trafen die Worte des Chronisten Jordanis: „In dem westlichen Teile der Welt war kein Volk, das ihm nicht durch Freundschaft oder Unterwerfung huldigte“, in der Tat zu. Selbst kulturell wurden diese Beziehungen für die nördlicheren Stämme nutzbar, die der Ostgote wohl ermahnte, es ihm im Anschluß an die römische Bildung nachzutun.

Nur der aufstrebende Frankenstamm brachte empfindliche Störung in diese Ordnung. Chlodwig, der mit brutaler Gewalt und verschmitzter Berechnung seinen Machtinteressen nachgehende Barbar, war hier Theoderichs sehr verschieden gearteter Gegenspieler. Die Außenlage seiner Provinz, die konfessionelle Geschlossenheit seit seiner katholischen Taufe, die nie verlorene Berührung mit der germanischen Urheimat gaben ihm rücksichtslose Stoßkraft gegen den mit Mitteln der Überlieferung er-

richteten staatlichen und kulturellen Kunstbau Theoderichs. Und sofort knüpften sich gegen diesen zwischen den Franken und Byzanz Beziehungen an. Die gefährdete Mittellage bei einer im Zentrum keineswegs gefesteten Basis zwang Theoderich zu einem äußerst behutsamen Spiel der Kräfte, das Prokop mit Recht als „Gipfel der Erfahrung und Vorsicht“ bezeichnet hat. Es gemahnt uns an andre germanische Helden, an Friedrich den Großen und Bismarck, die nach gleich stürmischen Anfängen ihr Werk in der Weisheit des Alters als Balanzierkünstler der hohen Politik mit wachsender Sorge gegen West und Ost schützen mußten.

Schon der Einbruch Chlodwigs in das zerspaltene Burgunderreich war um 502 durch vermittelnde Einmischung beider Gotenstaaten zugunsten des angegriffenen Königs Gundobad zurückgewiesen. Darauf deckte Theoderich seine Hand über die Reste der Alamannen, als der fränkische Schwager sie in wiederholtem Vorstoß gänzlich unterwerfen wollte, und nahm sie in den Gebieten Rhätians und der Ostschweiz als eine Art von Förderaten unter den Schutz seines Reiches, das also mit den nördlichen Alpenvorlanden noch immer an Oberrhein und Donau grenzte.

Als die Spannung zu Ostrom wuchs, und Chlodwig zum weiteren Schlage gegen das bis zur Loire in Gallien hineinragende Westgotenreich ausholte, spitzten sich die Dinge um das Jahr 507 zu einer gewaltigen Krise zu. Theoderich suchte ihren Ausbruch durch den Druck eines von Spanien bis Thüringen reichenden Friedensbundes hintanzuhalten. Aber einer bewaffneten Einmischung dieser schwerfälligen Verbündetenmasse kam der Franke durch rasche Tat zuvor. Während Italien durch eine byzantinische Flottendemonstration und die zweideutige Haltung des Wandalenherrschers in Atem gehalten wurde, stürzte er sich gemeinsam mit dem Burgunderkönig, der



in völliger Verblendung durch den Augenblicksgewinn verlockt wurde, auf die Westgoten und schlug sie in der Entscheidungsschlacht bei Vouglé (südlich von Poitiers), in der ihr Herrscher Marich II., Theoderichs Schwiegersohn, fiel. Wären nun die siegreichen Stämme der Franken und Burgunder unaufgehalten bis ans Mittelmeer vorgeedrungen, um einen Keil zwischen die beiden engverwandten gotischen Völker zu treiben, so wäre eine für diese höchst nachteilige Machtverschiebung eingetreten.

Diese Aussicht zwang den alten Kriegshelden Theoderich aus seiner abwartenden Haltung heraus zu kriegerischem Eingreifen. Der bedeutende Sieg seines Feldherrn Ibbas bei Arles (508) sicherte die Küstenverbindung nach Spanien. Daß die Franken ihre Herrschaft über die aquitanischen Lande bis zur Garonne vorschoben, war demgegenüber vorderhand von geringerer Bedeutung. Einer weiteren Aufteilung Westgotiens jedoch wurde nachdrücklich Stillstand geboten; die alte narbonensische Provinz blieb ihm erhalten, die Provence aber, die daran angeschlossen, mußte von den Burgundern, in deren Heldensage sich dies überlegene Eingreifen widerspiegelt, an Theoderich herausgegeben werden. Durch diese „Kompensation“, wie man es heute nennen würde, glaubte er, das durch das fränkische Vordringen beeinträchtigte Machtübergewicht hinreichend hergestellt zu haben. Und jene Küstenverbindung erhielt dadurch doppelte Wichtigkeit, daß Theoderich für seinen unmündigen Enkel Amalarich, dessen Nachfolge er im Westgotenreich bald zur Anerkennung brachte, auf lange hinaus dort als Vormund die Herrschaft gewann. Die Machtmittel beider Gotenreiche waren damit in einer Hand vereinigt. Nach dem Wunsche Theoderichs sollten sie es womöglich auch über seinen Tod hinaus bleiben; denn sein einziges Kind Amalafwintha vermählte er mit dem angeblich auch dem Amalergeschlecht entstammenden Westgoten Eutharich (515), dem er auch von

Ostrom die Anerkennung seiner Nachfolge in Italien zu verschaffen wußte. Ein Sohn aus dieser Verbindung: der junge Athalarich mochte einmal auch in Spanien die Herrschaft erlangen.

Selbst dem zähesten und gefährlichsten Feinde gegenüber behauptete Theoderich schließlich das Feld. Denn Chlodwig starb bereits im Jahre 511, und unter seinen Söhnen als Teilherrschern ging zum mindesten die Wucht einheitlicher Stoßkraft verloren. So blieb selbst die fränkische Gefahr, solange Theoderich lebte, in Schranken gebannt, und es geht nicht an, in der historischen Würdigung Chlodwig gegen den Ostgoten auszuspielen und wohl gar, wie man versucht hat, den Beinamen des Großen von jenem auf den Gründer des fränkischen Reiches zu übertragen. Denn die Geschichte ehrt mit diesem Titel die Weltstellung und kulturelle Aufgeschlossenheit einer ehrwürdigen, charaktervollen Persönlichkeit, nicht aber die günstigeren Zukunftsbedingungen, unter denen auf engerem Felde ein durchgreifender, Flug rechnender Tatmensch für seine Machtinstinkte arbeitet. Daß Theoderichs Werk der Pflege seines Schöpfers nicht hat entbehren können und bald nach seinem Tode zusammengebrochen ist, hat er mit den meisten andern Großen von Alexander und Karl bis zu Friedrich und Bismarck gemein. Immerhin muß bei solchen Vergleichen betont werden, daß es seiner Natur nach auf einer besonders schmalen Machtbasis ruhte, künstlich und gebrechlich, zu sehr abhängig von unberechenbaren Größen war. Es brauchten nur böse Zufälle die eine oder andre Stütze zu gefährden, so wurde seine Erhaltung selbst dem erfahrenen Leiter schwierig.

In der Tat zeigten sich noch in den letzten Lebzeiten Theoderichs Risse und Sprünge, die nicht ohne gewaltsame Eingriffe zu heilen, teilweise auch nur scheinbar zu verdecken waren. Das Schicksal wollte dem siebzig-

jährigen Herrscher nicht eben wohl. Der vorzeitige Tod Lutharichs (522) mit Hinterlassung eines erst fünfjährigen Sohnes mußte ihn mit der Sorge erfüllen, daß sein Werk nunmehr auf zwei Augen stand.

Auch sonst hatten bedeutsame Todesfälle die Lage ungünstig verändert. Ein grundlegender Wandel vollzog sich in Byzanz, als der hochbetagte, friedfertige Kaiser Anastasius 518 ins Grab sank. Die neue Dynastie, in der neben dem schlichten, ungebildeten Soldatenkaiser Justinus sein politisch überragender Nefte Justinian je länger desto mehr den Ton angab, brach sogleich mit der kirchlichen Haltung der letzten Herrscher. Die Zugeständnisse an den Monophysitismus hatten sich als unfähig erwiesen, auch nur im Osten die Reichseinheit zu festigen, während sie die Kluft nach dem Westen hin vertieft hatten. Die Rückkehr zu den Beschlüssen des Konzils von Chalcedon ebnete den Weg zur Verständigung mit dem Papsttum, die sich zunächst, da jeder Hemmungsversuch vergeblich, ja schädlich sein mußte, unter wohlwollender Förderung Theoderichs vollzog. Daß sie aber zugleich einen politischen Frontwechsel bedeutete, stellte sich alsbald immer deutlicher heraus. Die Zeit der inneren Sammlung war im Osten vorüber. Hoffnungen auf Erneuerung des alten, einheitlichen Imperiums konnten sich zwar nicht von heute auf morgen verwirklichen; aber man mußte nicht die Weitsicht, List und Bedenkenlosigkeit der späteren justinianischen Politik kennen, um nicht für gewiß anzunehmen, daß heimliche Fäden von langer Hand her zur Vorbereitung künftiger Taten gesponnen wurden.

Für den künstlichen Bau der gotischen Herrschaft zog damit eine ungeheure Gefahr herauf. Auch ohne daß man es im Einzelnen beweisen kann, glaubt man die byzantinische Wühlarbeit hier und dort aus ihren Wirkungen zu erkennen. Der erfahrene Herrscher gab sich am allerwenigsten einer Täuschung darüber hin. Gerade weil er

die Größe dieser Gefahr voll einschätzte, griff er in seinen letzten Lebensjahren zu radikalen Maßnahmen, die, weit entfernt, als Ausflüsse einer unsicher schwankenden Tyrannenlaune gelten zu müssen, vielmehr die politische Tatkraft des greisen Recken, ähnlich wie die des alten Bismarck, noch auf erstaunlicher Höhe zeigen, wenn auch ebenso wie dort eine starke Reizbarkeit unverkennbar ist.

Im alten Hauptland Italien, das von der byzantinischen Herstellungspolitik am meisten bedroht war, boten sich ihr neben dem versöhnten Papsttum als geeignete Werkzeuge vor allem die imperialistisch gerichteten Kreise des im Senat vertretenen römischen Adels dar. Hier hatte es stets eine unveröhnliche Partei gegeben, die, in ihrer privilegierten Stellung beeinträchtigt, auf den barbarischen Emporkömmling mit Verachtung herabblickte und die früheren Zeiten des unmittelbaren kaiserlichen Regiments zurücksehnte. Andre hatten sich, wie ihr Bischof, dem gotischen Herrscher aus Zweckmäßigkeitsgründen zur Verfügung gestellt, solange die dogmatische Spaltung einen engen Anschluß an Byzanz unmöglich gemacht hatte. Jetzt, wo diese Schranke gefallen war, mochten sie, noch ohne die klare Vorstellung, sich damit in wirkliche Feindseligkeit zu verstricken, die neugeknüpften Beziehungen zum oströmischen Hofe eifriger pflegen, indem sie etwa die formell noch bestehende kaiserliche Vertreterstellung Theoderichs betonten, über die er tatsächlich mehr und mehr hinausgewachsen war. Der König, der die byzantinischen Hintergedanken durchschaute, mußte schon dies als ein höchst bedenkliches, an Hochverrat streifendes Verhalten betrachten, zumal wenn daran Persönlichkeiten beteiligt waren, die an seinem Hofe hohe Amtsstellen einnahmen.

Dieser Gegensatz bildete den Hintergrund des politischen Prozesses, in welchen der von der Gunst des

Königs emporgetragene Vorstand seiner Kabinettskanzlei Boethius Anfang 524 verwickelt wurde. Freimütig war er, der von seinem nationalrömischen Standpunkte aus auch sonst Übergriffe gotischer Beamten scharf zu kritisieren wagte, für den eines geheimen Briefwechsels mit dem Kaiser auf Angeberei hin angeklagten Patrizier Albinus eingetreten mit dem Bekenntnis, was jenem vorgeworfen werde, die Freiheit zu lieben, das habe er selbst, ja der ganze Senat getan. Der König hielt sich insofern in den Bahnen des Rechts, als er die strafrechtliche Untersuchung des neuen Falles gegen ein Mitglied des Senats durch ein Senatsgericht führen ließ. Dieses aber, in Furcht vor dem Unwillen des Herrschers, besaß entfernt nicht die Unerforschlichkeit des Boethius, sondern erklärte ihn des Hochverrats schuldig. Während Theoderich mit der Vollstreckung zögerte, rangen die erregten Parteien leidenschaftlich um Tod und Leben. Dabei muß auch des Boethius Schwiegervater Symmachus, der ehrwürdige Alterspräsident des Senats, sich allzusehr bloßgestellt haben, so daß auch er bald in Haft geriet. Am Ende hat Theoderich die Hinrichtungen dieser beiden hervorragenden Männer nacheinander (524/25) wirklich vollstrecken lassen. „Es war die erste und letzte Untat“, schreibt Prokop, „deren sich der König gegen seine Untertanen schuldig machte.“

Unter dem moralischen Gesichtspunkte kann hier in der Tat das Urteil nicht schwanken. Ein Mann, der wie Boethius hinter Kerkermauern in Erwartung des Todes, über sich selbst emporgehoben, ein Werk von der hohen Ethik und dem Ewigkeitswerte der „Tröstung der Philosophie“ schreiben konnte, hat gewiß nicht aus unedlen oder im eigentlichen Sinne hochverräterischen Beweggründen gehandelt, wie auch das wenige, was wir über den Prozeß wissen, durchaus zu seinen Gunsten spricht. Das gleiche gilt gewiß auch von der sittlich hochstehenden Person seines

Schwiegervaters. Immerhin wird man sich wenigstens bemühen müssen, die grausame Entscheidung aus dem durch schwere Schicksalsschläge verdüsterten Gemüt des Königs und aus den erregenden Spannungen jener Tage heraus zu verstehen. In politischen Prozessen verlieren nur allzu leicht Recht und Unrecht ihre klarumrissene Gestalt. Eben das, was jene römischen Senatoren getan hatten, schien bereits dem König und seinen Goten die schmale Grundlage ihrer Herrenstellung zu unterhöhlen. Da glaubte Theoderich, wenn auch mit tiefem Schmerz, in politischer Notwehr handeln zu müssen, als er durch strenge Ahndung, immerhin in den Formen des Rechts, das Weiterfressen des Schadens hintanzuhalten suchte, und gleich das kleinmütige Verhalten des Senats mochte ihm zeigen, daß Strenge nicht ohne Wirkung blieb.

Vielleicht aber hätte er gegen jene hochstehenden Kulturträger seine oftbewährte Milde trotzdem walten lassen, hätten nicht andre Vorgänge in ihm das Gefühl gesteigert, daß der Boden unter seinen Füßen zu schwanken beginne. Für seine großzügigen pangermanischen Absichten fehlte den Nachbarn doch die politische Reife. Eifersucht auf den Ostgoten und persönliche Leidenschaft machten sie geneigt, der byzantinischen Einkreisungspolitik ins Garn zu gehen. So in Burgund, wo ein Enkel Theoderichs vom eignen Vater, dem katholischen König Sigismund, der Anlehnung an Byzanz suchte, ermordet wurde. In den Verwicklungen, die daraus 523 entstanden, wußte Theoderich noch einmal mit voller Überlegenheit gegenüber den Söhnen Chlodwigs die gotische Kriegsmacht in die Waagschale zu werfen, sein Reich, während jene leer ausgingen, rhoneaufwärts bis an die Isère auszudehnen und auf erneute Anlehnung der von den Franken offensichtlich mit völliger Vernichtung bedrohten Burgunder erfolgreich hinzuwirken.

Bedenklicher waren die Vorgänge im Wandalenreiche,

wo der Tod von Theoderichs Schwager Thrasamund einen völligen Umschwung herbeiführte. Denn sein Nachfolger, der bejahrte und schwache Gilderich, Sohn einer römischen Prinzessin, der die Katholiken begünstigte, warf sich nicht nur dem Kaiser, der auf den Niedergang seines Reiches lauerte, in die Arme, sondern entzog sich auch den Gegenwirkungen am eignen Hofe, indem er die frühere Königin, Theoderichs Schwester, in den Kerker warf und ihre gotische Begleitung meuchlerisch umbrachte. Nordafrika unter byzantinischem Einfluß hätte Italien in wirtschaftliche Abhängigkeit und auch nach dieser Richtung hin in eine ähnlich bedrohte Mittellage versetzt, wie den Franken gegenüber; die seinem Hause angetane Schmach ruhig hinzunehmen war Theoderich überdies auch persönlich nicht gewillt. Die riesenhafte Kraftanstrengung, mit der er, wie es heißt, eine Flotte von tausend Seglern zum Angriff rüstete, zeigt, wie viel er daransetzen wollte, das Wandalenreich seinem Einfluß zurückzugewinnen, und bei den starken nationalen Gegenströmungen, mit denen Gilderich im eignen Volke zu kämpfen hatte, wäre ihm wohl auch dies Unternehmen wie alle andern gelungen.

Inzwischen hatte sich die kirchenpolitische Wendung auch in Byzanz seit 523 gegen die dortigen Arianer, auch die bisher von Theoderich geschützten gotischen, immer feindseliger ausgewirkt. Ihr Kult wurde verboten, ihre Kirchen beschlagnahmt, die alten Ketzergesetze gegen sie erneuert. Es war klar, daß man Theoderich zu Gegenmaßnahmen reizen und durch Schärfung des konfessionellen Zwiespalts seine Stellung in Italien schwächen wollte. Der König tat seinerseits das Äußerste, um eine gütliche Verständigung zu erzielen, indem er den Papst Johannes selbst mit einer reichen Gesandtschaft zu Verhandlungen nach Byzanz schickte. Als dieser jedoch eine volle Aufhebung der Maßregelungen, insonderheit die freie Rück-

kehr der unter Druck Bekehrten zu ihrem alten arianischen Glauben weder erlangen konnte, noch wollte und seinen Aufenthalt am Kaiserhofe zur Befestigung seiner dortigen Stellung ausnützte, ließ der erzürnte König die Mitglieder der nach Ravenna heimkehrenden Gesandtschaft in Haft setzen, und als der Papst wenige Tage nach diesen aufregenden Vorgängen starb (526), erreichte Theoderich durch scharfen Druck gegen heftigen Widerstand der Imperialisten noch einmal die Wahl eines ihm genehmen, gotenfreundlichen Papstes.

Man sieht: der greise Held kämpfte für die Erhaltung seines Lebenswerkes mit ungebrochener Energie und verstand es noch immer, den Erfolg an seine Seite zu bannen. Die schlimmste Krise schien überwunden. Das Reich selbst hatte noch nicht die geringste Einbuße erlitten, war vielmehr an Umfang und Ansehen ständig gewachsen, als er nun darangehen wollte, das langvorbereitete afrikanische Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Da aber trat ihm der Tod in den Weg und riß ihn nach dreitägiger Ruhrerkrankung am 30. August 526 aus der Bahn seines unermüdlichen Schaffens. Auf dem Sterbebette beschäftigte ihn, wie später so manche unserer Kaiser, etwa Heinrich III. und Heinrich VI., die quälende Sorge, wie dem erst zehnjährigen Enkel Athalarich über die Zeit der weiblichen Regentschaft hinweg das schwerbedrohte Reich erhalten werden möchte. Er mahnte zum Ausgleich mit den Römern, zur Verständigung mit dem Kaiser. Und der Eindruck eines milden, die Gegensätze überbrückenden Friedensregiments blieb trotz der letzthin bewiesenen Härte auch sonst durchaus vorherrschend.

Nur die kirchliche Legende hat ihn bald völlig unhistorisch zu einem wütenden Verfolger der Rechtgläubigen gemacht und dem wackeren Reitersmann den Teufel zuletzt in der lockenden Gestalt eines schwarzen Rosses erscheinen lassen, auf dem er dann, das Sifthorn blasend und



einen Hirsch verfolgend, als wilder Jäger dem Höllenschlunde zueilt, wie man das noch heute auf einem späteren eindrucksvollen Relief zur Seite des Hauptportals von S. Zeno in Verona sehen kann. Daß die deutsche Heldensage die geschichtlichen Züge dieses Herrscherbildes getreuer bewahrt hat, ist schon am Eingang dieser Darstellung betont worden.

Hören wir zum Schluß noch das zusammenfassende Urteil Prokops, des bedeutendsten Geschichtsschreibers aus dem kaiserlichen Gegenlager, der in menschlich wohlthuer und gerechter Würdigung von Theoderich schreibt: „Seine gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land; seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in der Kunde. Weder beging er selbst irgendein Unrecht gegen seine Untertanen, noch ließ er einem andern derartiges durchgehen. So war Theoderich dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer als irgendeiner von denen, welche sonst diese Würde bekleidet haben.“